



Warten auf einen Verschwundenen: Im April 2020 brach der Sohn von Cristina Saraoz aus Südmexiko in Richtung USA auf. Dann verlor sich seine Spur

## Cristina Saraoz gibt nicht auf

Text: Nora Belghaus, Fotos: Helena Lea Manhartsberger

**Jedes Jahr verschwinden auf der weltweit tödlichsten Landroute an der US-Grenze zu Mexiko hunderte Migrant:innen. Ihre Familien leiden unter der Ungewissheit über ihren Verbleib. So auch Cristina Saraoz, die seit vier Jahren ihren Sohn vermisst. Eine Geschichte über die janusköpfige Hoffnung einer Hinterbliebenen und die ausgebremste Macht der Forensik**

An einem Tag im April 2021 fasst Cristina Saraoz neuen Mut. Noch vor dem Morgengrauen steigt sie in einen Mini-bus, gemeinsam mit ihrem jüngsten und ihrem zweitältesten Sohn, 19 und 21, und ihrer neunjährigen Tochter. Stundenlang schlängelt sich der Bus ins Tal hinab und dann wieder hoch hinauf in die Berge von Chiapas im Süden Mexikos. In der kleinen Stadt San Cristobal angekommen, betreten sie erwartungsvoll das Büro einer NGO namens „Voces Mesoamericanas“. Männer und Frauen wuseln durch die Räume, irgendwann wird die Familie aufgerufen, es folgt ein langes Gespräch. Es geht um ihren verschwundenen Sohn, ihren ältesten.

Eine Frau sitzt ihnen gegenüber, sie ist forensische Anthropologin und fragt Dinge wie: Welche Kleidung trug Ihr Sohn, als er verschwand? Was hatte er bei sich? War er mal bei einem Zahnarzt und gibt es davon Befunde oder Röntgenaufnahmen? Hatte er besondere Muttermale, Tattoos, Piercings oder Narben? Gab es Knochenbrüche? Danach nimmt sie der Familie DNA-Proben ab, Blut, in kleinen Röhrchen. Sie sammelt die sogenannten Ante-Mortem-Daten (AM). Alles, was bei der Identifizierung von unbekanntem Leichnamen oder Skeletten helfen könnte.

Der Termin führte ihr einmal mehr vor Augen, dass sie vielleicht ihren toten Sohn sucht und nicht ihren lebenden. „Nichts schmerzt so sehr wie die Gewissheit über den Tod deines eigenen Kindes“, sagt sie Jahre später, „aber die Gewissheit nicht zu haben, ist genauso schlimm.“

Cristina Saraoz' Sohn Bladis brach im April 2020 mit 22 Jahren vom Süden Mexikos gen Norden auf. Wie viele tausend andere Menschen aus Lateinamerika vor ihm und nach ihm, das Ziel klar vor Augen: Estados Unidos, USA, das Land der vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten, wo es Arbeit und Lohn, Frieden und gute Aussichten geben soll.

Wie Bladis kommen jedes Jahr hunderte von ihnen niemals irgendwo an. Laut dem Missing Migrant Project der UN-Organisation für Migration (IOM) sollen es seit 2014 8559 Verschwundene sein, eine Zahl mit großem Dunkelfeld.

Die Spuren vieler von ihnen verlieren sich in der Wüste im Norden Mexikos oder schon „auf der anderen Seite“, in Arizona, New Mexico oder Texas. Sie verdursten, ertrinken, werden zu Opfern von Gewaltverbrechen. Ihre leblosen Körper werden angeschwemmt oder unter Bäumen und Büschen gefunden. Andere werden begraben in unbekannt Gräbern, und mit ihnen die Wahrheit über ihren Tod.

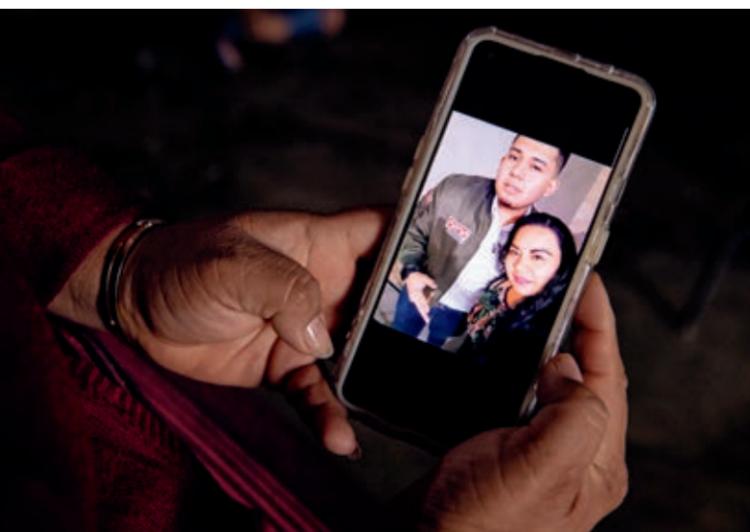
#### Das Leben davor

Drei Jahre, sieben Monate und einen Tag nach Bladis' Verschwinden, im November 2023, sitzt Cristina Saraoz, 44 Jahre, unter dem weißfahlen Licht einer LED-Glühbirne an ihrem Küchentisch und erzählt ihre Geschichte. In dem ebenerdigen Haus lebt sie mit ihrem zweitältesten Sohn, inzwischen 23 Jahre alt, und ihrer nun 11-jährigen Tochter. Es liegt in einem Dorf in den Bergen, weit abgelegen von der Stadt, im Herzen von Chiapas, dem ärmsten Bundesstaat Mexikos. Seit ihr Mann im Oktober 2022 verstarb, ist sie alleinerziehend. Gemeinsam mit dem Sohn betreibt sie im Nachbarhaus eine Tortilleria. Der jüngste Sohn, 21, ist in die Großstadt gezogen, und der älteste, Bladis, den Saraoz' ihren „starken Arm“ nannte, wäre jetzt 25 Jahre alt. Wenn er noch lebt. Ihn beschreibt sie mit nur einem Wort: „desaparecido“, verschwunden.

Als Bladis 1998 zur Welt kommt, ist seine Mutter 19 Jahre alt. Sie verkauft in der Nachbarschaft Tupperware. Ihr Mann, 33 Jahre, arbeitet als Lehrer. Sonntags gehen sie in die Kirche direkt gegenüber, eine Gemeinde der Siebentags-Adventisten. Ein gutes Leben, ohne große Sprünge, aber „es war alles da“, sagt Cristina Saraoz.

Irgendwann erkrankt ihr Mann an den Nieren, er braucht eine Dialyse, bald jeden Tag. Er geht trotzdem arbeiten, so gut es geht. 2018 zieht Bladis mit 20 Jahren in die Großstadt, arbeitet in einer Fabrik von Panasonic für Auto-Sitzheizungen, und schickt Geld nach Hause, so viel er kann.

#### Blick in eine glückliche Vergangenheit: Cristina Saraoz zeigt ein Handyfoto von sich und ihrem Sohn Bladis



Zu Silvester 2019 schenkt Bladis seiner Mutter ein Flugticket, damit sie ihn besuchen kann. Zum ersten Mal ist sie in einer so großen Stadt. Auf Selfies von diesem Abend strahlen Mutter und Sohn, sie haben sich herausgeputzt, sehen aus wie beste Freunde. Drei Monate später, im März 2020, geht es dem Vater plötzlich schlechter, er muss für mehrere Wochen ins Krankenhaus. Das Coronavirus hat das Land erreicht. Medikamente werden knapp und teuer. „Bladis konnte das nicht gut aushalten, diese Unsicherheit, diese Angst um seinen Vater“, erzählt Saraoz. Kurze Zeit später habe der Sohn sie gefragt: „Mamita, was hältst du davon, wenn ich in die USA gehe?“

Saraoz ist skeptisch. „Was willst du dort? Und wie kommst du darauf?“, habe sie ihn gefragt. Er schreibe auf Facebook einem Typen, den er noch aus Schulzeiten kenne, sagt er. Der lebe nun in den USA und verdiene dort gutes Geld. Er habe ihm angeboten, ihm die Reise zu organisieren, und einen Job als Chauffeur. Er müsse auch nur einen Teil der Kosten anzahlen, den Rest könne er dann vor Ort abarbeiten. Er würde mehr Geld nach Hause schicken können, für die Medikamente des Vaters, viel mehr.

Irgendwann gibt ihm Saraoz ihren Segen, mit Bauchschmerzen. „Ich habe mir große Sorgen gemacht, aber er wollte es so dringend“, sagt sie nun, drei Jahre später.

#### Die Reise und der Schlepper

Am 27. März 2020 packt Bladis seine Sachen und fährt mit dem Bus nach Sonoyta, einem kleinen Grenzort im Bundesstaat Sonora. Am 31. März kommt er dort an. Doch bevor es weitergeht, muss er anzahlen, er bittet seine Mutter um Geld. 7000 mexikanische Pesos überweist Saraoz für Bladis' Grenzübertritt auf dessen Konto, umgerechnet knapp 370 Euro, geliehen von einem Cousin. Bladis habe noch etwas von seinen Ersparnissen draufgelegt, wie viel, weiß seine Mutter bis heute nicht.

Zwei Tage später trifft Bladis auf drei weitere Reisende, eine Frau und zwei Männer, und einen Mann, der sie über die Grenze bringen soll, der Guide und Handlanger des Bekannten aus Schulzeiten, der Bladis von der illegalen Einreise in die USA überzeugt hatte. Ihm gibt Bladis das Geld.

Aus einem Hotelzimmer schickt Bladis seiner Mutter Bilder. Ein Selfie und ein Bild vom Hotelbett, auf dem die Gegenstände ausgebreitet sind, die er auf den Marsch durch die Wüste mitnehmen will: eine Rolle Klopapier, Taschentücher, Kopfhörer, Haargel, Schmerztabletten, Wick Vapourub, ein paar Handschuhe mit Camouflage-Print.

Am Abend des 2. April, ein Donnerstag, nach Einbruch der Dunkelheit, gegen 19 Uhr, schreibt Bladis seiner Mutter zum letzten Mal:

„Der Typ hat gesagt, ich darf mein Handy nicht anmachen. Ich werde also fünf Tage nicht erreichbar sein.“

„Also erschreck dich nicht.“

„Okay, mein Herz. Sobald du kannst, schreib mir.“

„Bitte pass gut auf dich auf.“

„Auf dem Weg.“



Große Mauer, große Hoffnungen: Drei jungen Männern aus Guatemala gelang es, die Grenze zum US-Staat Arizona zu überwinden

„Wir beten für dich, mein kleiner Sohn.“

„Ja Mamita, ist gut.“

„Macht euch keine Sorgen.“

„Es wird mir gut gehen.“

„Ich verspreche dir, dass es mir gut gehen wird.“

Als Saraoz an ihrem Küchentisch aus Bladis' letzten Nachrichten zitiert, bricht ihre Stimme.

Dann fährt sie fort, sagt, die vier Tage, die auf diesen Abend folgten, seien die schwersten ihres Lebens gewesen. Vier Tage lang habe sie kaum essen und kaum schlafen können, den Blick auf ihr Handy geheftet, wartend auf Nachricht von „Amor“, ihrem Sohn.

Am 6. April hält sie es nicht länger aus. Bladis hatte ihr die Nummer des alten Schulbekannten gegeben, Saraoz schreibt ihn auf WhatsApp an, fragt nach dem Verbleib ihres Sohnes. Doch der „Coyote“, der Schlepper, antwortet gar nicht oder einsilbig, hält sie immer wieder hin, mit vagen Versprechen.

Ihr Ton in den Nachrichten wird schärfer, sie appelliert an seine Verantwortung, drängt ihn, über den Guide mehr über die Route der Gruppe herauszufinden. Irgendwann rückt er mit Informationen über einen Ort in der Sonora-

Wüste in Arizona raus, wo Bladis eventuell verschwunden sein könnte, das Growler Valley. Danach bricht der Kontakt ab, der Kojote hat sie blockiert.

#### Die Suche beginnt

Auch Ronay, Bladis' jüngerer Bruder, der mit seiner Mutter lebt, macht sich auf die Suche. Er durchforstet das Internet und stößt auf zwei humanitäre Gruppen, die im US-Grenzgebiet nach Vermissten suchen. Er gibt die Informationen des Kojoten an eine der Gruppen weiter. Am 21. April, Tag 19 seit Bladis' Verschwinden, machen sich fünf Männer und eine Frau auf die Suche nach ihm.

Sie sind Ehrenamtliche der „Samaritaner von Ajo“, einer humanitären Gruppe in einer kleinen Stadt nahe der Grenze in der Wüste von Arizona. Die Samaritaner, überwiegend weiße, pensionierte US-Amerikaner:innen, fahren regelmäßig in die Grenzregion und suchen dort nach Menschen wie Bladis, die ihre Gruppen verloren haben, zurückgelassen worden sind, sich verirrt haben, in Not sind. Sie versorgen die Person mit Wasser und Lebensmitteln, leisten medizinische Hilfe oder rufen im Notfall die Grenzpolizei und einen Krankenwagen.

Am Abend schicken sie Bilder von der Suche an Ronay. Die Suchenden sehen aus wie gewöhnliche Wanderer, mit



**In der Wüste von Arizona, nahe der mexikanischen Grenze, suchen Ehrenamtliche nach Verschwundenen (oben)**

**Bevor die Gruppe mit der Suche beginnt, legt sie ihre Werkzeuge in einen Kreis. Und betet gemeinsam (unten)**

Wanderstöcken und kleinen Rucksäcken, Hüten, Käppis und Sonnenbrillen, in beige Outdoor-Hosen und weißen Langarm-Shirts. Sie stehen auf steinigem Boden unter wolkenlosem Himmel. Um sie herum weite Wüste, meterhohe Kakteen, vereinzelt Büsche und Gestrüpp, in der Ferne ein Gebirgszug.

Die Mutter hatte Hoffnung geschöpft. Doch sie haben Bladis nicht gefunden.

Nach der erfolglosen Suche fällt es Saraoz immer schwerer, morgens aufzustehen, ihrem Mann bei der Dialyse zu helfen, die kleine Tochter in die Schule zu bringen. Tage werden zu Wochen und Monaten, und mit der zerrinnenden Zeit verfließt auch ihre Hoffnung. Sie gibt ihr Geschäft mit der Tupperware auf und funktioniert nur noch. Nachts weint sie sich in den Schlaf.

Im Frühjahr 2021 trifft sie auf einen Bekannten. Er erzählt ihr von „Voces Mesoamericanas“ in San Cristóbal, etwa 100 Kilometer entfernt von ihrem Dorf. Die Organisation kümmert sich speziell um Familien, deren Angehörige auf dem Weg in die USA verschwunden seien, vielleicht können sie helfen.

Saraoz nimmt Kontakt zu „Voces“ auf und macht sich wenig später auf die Reise dorthin. In dem kleinen Büro der NGO trifft sie auf Sandybell Reyes. Saraoz schildert ihren



**Bei Bruce Anderson, Gerichtsmediziner in Arizona, landen die menschlichen Überreste vieler toter Migrantinnen und Migranten**

Fall, Reyes geht mit Saraoz durch, welche Schritte sie nun gemeinsam gehen können. Gemeinsam. Für Saraoz ist das ein Wendepunkt. „Ich habe mich seitdem nicht mehr so allein gefühlt mit allem. Das bedeutet mir viel.“

Einer dieser gemeinsamen Schritte ist an jenem Tag im April 2021 die Erhebung der Ante-Mortem-Daten (AM) durch die Mitarbeiter:innen des Argentinischen Teams für Forensische Anthropologie, dem EAAF, die mit Voces zusammenarbeiten. Ziel des EAAF ist es, Vermisste und ihre Familien wieder zusammenzuführen – die Lebenden und ihre Toten. Ihre Gründung reicht zurück ins Jahr 1983, als Argentinien aus einer Militärdiktatur in eine Demokratie zurückgeführt wurde.

In den sieben Jahren zuvor waren etwa 30.000 Männer und Frauen von den Militärs verschleppt, gefoltert und ermordet worden. Sie gingen als „Desaparecidos“, „Verschwundene“, in die Geschichte Argentiniens ein. Das EAAF machte es sich zur Aufgabe, die Toten aus den lange Zeit geheimen Gräbern zu bergen und zu identifizieren.

Heute zählt die NGO etwa 60 Mitglieder und hilft auf der ganzen Welt bei der Identifizierung von Opfern politischer Konflikte.

Eines der EAAF-Gründungsmitglieder ist Mercedes Doretti. Sie lebt in New York. In einem Zoom-Gespräch erzählt

die 64-Jährige vom „Proyecto Frontera“, dem „Projekt Grenze“. Ihre Mission ist es, die Toten im Grenzland zwischen Mexiko und den USA zu identifizieren und wieder mit ihren Familien zu vereinen, also vielleicht auch Cristina Saraoz ihren Sohn Bladis zurückzubringen. Doretti sagt: „Rein wissenschaftlich betrachtet ist die Angelegenheit klar und einfach. Die größte Herausforderung hier aber ist die Koordinationsarbeit.“

Man müsse sich das so vorstellen: Auf der einen Seite sind die Toten, die entlang der 3000 Kilometer langen US-Grenze zu Mexiko gefunden und von verschiedenen gerichtsmedizinischen Einrichtungen untersucht werden. Tote, von denen auszugehen ist, dass sie Migrantinnen und Migranten sind. Etwa, weil sie Geld aus Mexiko oder zentralamerikanischen Ländern bei sich tragen, oder weil sie im Grenzland in der Wüste gefunden wurden. Meistens nur noch ihre Skelette, selten sind Ausweispapiere dabei.

Auf der anderen Seite sind die Familien – manchmal lebt ein Teil in den USA, der andere im Herkunftsland –, die meist nur wissen, wann sich ihre Angehörigen zum letzten Mal gemeldet haben. Die meisten von ihnen leben in ärmlichen Verhältnissen, tausende Kilometer von der US-Grenze entfernt, manche können nur schlecht lesen und schreiben.



In der Kühlhalle warten weitere unidentifizierte Körper darauf, dass Gerichtsmediziner Anderson sie untersucht

Wie bringt man diese beiden Seiten zusammen? Die Post-Mortem-Daten (PM) der US-Gerichtsmediziner:innen mit den Ante-Mortem-Daten (AM) der Familien, sofern die Angehörigen überhaupt von Hilfsangeboten der NGOs wie „Voces“ oder dem EAAF erreicht werden?

Eine der größten Herausforderungen sei der fehlende Datenaustausch zwischen USA und Mexiko und den anderen Herkunftsländern gewesen, um Informationen zu bündeln und an die richtigen Adressat:innen zu bringen, sagt Doretti. Deshalb habe man 2010, ein Jahr nach der Gründung des Projekts, begonnen, Daten zu zentralisieren. An verschiedenen Standorten in Mexiko und Zentralamerika wurden Anlaufstellen für Familien eingerichtet und einheitliche forensische Datenbanken angelegt, wie in Chiapas bei „Voces“. Bis Anfang 2023 konnten durch das Projekt 292 von 2059 vermissten Migrant:innen identifiziert und ihre Überreste den Angehörigen übergeben werden. Es ist ein Bruchteil der unidentifizierten Toten, die US-Gerichtsmedizin hat weit über Tausend schon anonym bestatten lassen oder verwahrt sie noch in Kühlhäusern. Doretti und ihr Team füllen eine Leerstelle, für die scheinbar weder die USA als Zielland noch die Herkunftsstaaten ausreichend Verantwortung übernehmen.

### Ausgebremste Forensik

Als Cristina Saraoz im November 2023 an ihrem Küchentisch sitzt, denkt sie laut darüber nach, was Bladis zugestoßen sein könnte: Vielleicht sitze er im Gefängnis. Weil der Guide ihm Drogen mitgegeben habe, die Polizei ihn damit erwischt habe, nun säße er für lange Zeit ein und könne keinen Kontakt zu ihr aufnehmen, weil er nicht dürfe oder könne, weil ihm der Guide das Handy abgenommen hatte. Oder vielleicht hielten Leute eines Drogenkartells ihn gefangen. Oder Menschenhändler in den USA, die ihn zwingen zu arbeiten, wie einen Sklaven.

Es sind keine haltlosen Annahmen, es gibt Berichte über solche Fälle. Doch die drei Jahre, die bereits vergangen sind, und die Berichte der NGOs über die tödlichen Schicksale im Grenzland sprechen eher dafür, dass Bladis nicht mehr am Leben ist. Auch Mitglieder der humanitären Gruppen, die nach Bladis gesucht haben, und ein Gerichtsmediziner halten seinen Tod für am wahrscheinlichsten. Sie vermuten, dass er seine Gruppe verloren hat oder zurückgelassen wurde. Vielleicht wurde das, was von ihm blieb, auch bereits von einem humanitären Suchtrupp oder einem Grenzpolizisten gefunden, aber nie identifiziert. Saraoz aber denkt in diese Richtung nicht weiter, zumindest nicht laut.

Sollte Bladis dieses Schicksal widerfahren sein, müsste sein Körper oder das, was von ihm übrig blieb, irgendwann auf Bruce Andersons Obduktionstisch liegen oder schon gelegen haben. Anderson ist Gerichtsmediziner von Pima County, einem Landkreis im Bundesstaat Arizona, in dem auch das Gebiet liegt, in dem Bladis verschwunden sein soll.

Am 15. November steht der hochgewachsene Mann, 68 Jahre alt, im weißen Kittel über die glänzende Edelstahlfäche eines Tisches gebeugt und sortiert die Knochen von „Fall 23-3893“. Der Raum ist fensterlos, die Luft kühl, das Licht grell, es riecht nach Verwesung. Die Knochen, die vor ihm liegen, hat er gerade aus einem weißen Leichensack geholt, darin auch ein großes Knäuel schwarzer Haare. Auf dem Tisch schiebt er nun mit flinken Fingern die kleinen und großen Knochen herum, bis sie ein Skelett ergeben, es ist fast vollständig, inklusive Schädel.

„Die Knochen haben noch diese gelbliche Farbe und sind fettig – das spricht dafür, dass die Leiche etwa vier bis zehn Wochen lag, bis sie gefunden wurde“, sagt er und zählt weiter auf: „Es fehlen zwei Rippen und ein kleiner Teil vom Steiß. Wahrscheinlich sind Tiere gekommen, Steppenwölfe oder Aasgeier, und haben Körperteile rausgerissen und fortgetragen ... Der Schädel hat hohe flache Wangenknochen – das deutet auf eine indigene Herkunft hin.“ An der Hose, die mit dem Skelett gefunden wurde, fehlt der Bund, er wurde abgerissen – „Das sehen wir öfter. Vermutlich hat die Person Geld darin eingenäht und versteckt und jemand hat es ihr gestohlen.“ All das zusammen mit dem Fundort im Grenzland spreche dafür, dass die Person migriert sei.

Anderson nimmt sich den Schädel vor. Nach den Fingerabdrücken, die bei einem skelettierten Körper nicht mehr



Schädel und Knochen auf Andersons Edelstahltisch. Sie gehören vermutlich einer jugendlichen Migrantin aus Mittelamerika

genommen werden können, ist das Gebiss eines Menschen für seine Identifizierung besonders aussagekräftig. Mit einem tragbaren Röntgengerät bestrahlt er die Zähne. Auf einem Computerbildschirm neben ihm erscheinen die Aufnahmen, Anderson zeigt mit dem Finger darauf: „Zwei Wurzelkanäle sind gebogen – gibt es Röntgenaufnahmen von einem Zahnarzt, ließe sich die Person leicht identifizieren. Aber arme Menschen sehen selten einen Zahnarzt.“

Im Gebiss entdeckt er einen Weisheitszahn, seine Krone ist noch sehr klein. Anderson misst ihren Umfang, dann wendet er sich einer Abbildung zu, die neben ihm an der Wand hängt. Ein sogenanntes Wachstumsschema, das Gebisse in unterschiedlichen Altersgruppen zeigt. „Dentales Alter: Zwischen 15 und 19 Jahren.“

Dann zeigt er auf ein paar Linien auf dem Schädel, Wachstumsfugen. Anderson findet sie auch an den Kniegelenken. Sie sind noch sichtbar, also nicht vollständig geschlossen und verknöchert. Anderson kann nun genauer sagen: „Diese Person war nicht älter als 15, maximal 16 Jahre alt.“ Am Becken kann er außerdem erkennen: Das Skelett war einst eine weibliche Person. Und sie war nicht größer als etwa 1 Meter 46. Mit einem Seufzen sagt Anderson: „Habe lange nicht mehr einen so jungen Menschen hier liegen gehabt.“

„Fall 23-3893“ war also ein Mädchen im Teenageralter, mit Haaren bis zur Hüfte. Mehr vermag Anderson nicht über sie zu sagen. Damit sie einen Namen bekommt, müssen die von ihm erhobenen PM-Daten mit den AM-Daten der Vermisstenatenbanken des „Grenzprojekts“ verglichen werden. Falls ihre Familie ihre Daten dort abgegeben hat, wäre ein schnelles Match garantiert. Die Familie würde endlich Gewissheit über das Schicksal ihrer vermissten Tochter oder Schwester oder Cousine haben, würde sich verabschieden können. Doch es gibt da ein Problem.

Um einen Körper, ein Skelett, eindeutig zu identifizieren, um zu garantieren, dass eine Familie nicht eine fremde Person beerdigt, braucht es einen DNA-Abgleich. Und dafür fehlen die Mittel.

Die Kosten einer DNA-Analyse eines „UBCs“, eines Undocumented Border Crossers, liegen bei drei- bis fünftausend Dollar. Der Preis ist so hoch, weil die Analyse in einem privaten Labor durchgeführt wird, denn da das FBI Zugang zu den Daten der staatlichen Labore hat, kommen diese nicht infrage: zum Schutz der Daten jener Familien der Vermissten, die sich illegal in den USA aufhalten. Für die Kosten komme der Staat also nicht auf, sagt Anderson.

Weil die Familien der Toten das Geld meist auch nicht selbst aufwenden können, helfen NGOs und Stiftungen mit



Eine Familie aus Honduras an einem Fluss in Chiapas, Südmexiko. Hier sind tausende Migrantinnen und Migranten aus Mittelamerika gestrandet (oben)

Vermisstenanzeigen an einem Kreisverkehr im Zentrum von Mexiko-City (unten)

Spendengeldern aus. Doch diese seien in den letzten Jahren immer weniger geworden. So liegen aktuell etwa 200 bis 300 Überreste von mutmaßlichen „UBCs“ aufbewahrt in Boxen im Lager der Pima-County-Gerichtsmedizin. Aufgestaute Proben von Zähnen und Knochen unbekannter Menschen seit 2019, deren Familien vielleicht längst eine DNA-Probe ihrerseits abgegeben haben und nur auf den Abgleich warten.

#### Ein Hoffnungsschimmer

Könnte Bladis unter ihnen sein? Anderson führt in sein Büro. Ein kleiner Raum, so voll, dass man einen Moment braucht, um anzukommen. An jeder Wand ein prall gefülltes Bücherregal, in der Mitte ein Schreibtisch mit PC, darauf, darunter, daneben auf dem Boden stapeln sich die Akten. Er startet seinen Computer und öffnet eine Datenbank. Was sagt Anderson zu der Hypothese von Bladis' Mutter, dass ihr Sohn von der Grenzpolizei mit Drogen im Gepäck aufgegriffen und mit einer langen Haftstrafe belegt wurde? Er halte das nicht für sehr wahrscheinlich. Der mexikanische Konsul sei im regelmäßigen Austausch mit der Grenzpolizei und erfahre früh von solchen Fällen. Bladis hätte zudem in den fast vier Jahren auch aus einem Gefängnis heraus sicherlich die Möglichkeit gehabt, sich bei seiner

Familie zu melden. Außerdem sei Bladis' Vorname ungewöhnlich, er würde sich sicher erinnern, wenn etwa der mexikanische Konsul mal von ihm berichtet hätte.

Anderson notiert sich nun die Fallnummern jener männlichen, unbekanntenen Toten, die seit dem 2. April 2020 im Growler Valley, wo Bladis verschwand, gefunden wurden. Die Karte, aus denen diese Fallnummern stammen, ist öffentlich einsehbar, eine sogenannte „death map“, auch humanitäre Organisationen und Beamte der Grenzpolizei können dort Fundorte eintragen.

Anderson will sich die Fälle genauer anschauen. Er verspricht, bald Rückmeldung zu geben. Nun müsse er dringend weiterarbeiten. Er will die Knochen des Mädchens abkochen, damit sie ihren Geruch verlieren und, statt im Kühlhaus, in einem der großen Trailer vor der Gerichtsmedizin gelagert werden können.

Nur wenige Tage später kommt die Antwort: Negativ. Er habe keinen so großen Mann auf dem Tisch gehabt in den letzten Jahren und auch die Habseligkeiten, die Bladis vor seinem Verschwinden auf dem Hotelbett abfotografiert und seiner Mutter geschickt hatte, waren auf keinem der Datenbank-Fotos zu sehen.

Am 16. Dezember bricht wieder ein humanitärer Suchtrupp in das Growler Valley auf. Diesmal in den nördlichen Teil, der zu einem Militärstützpunkt der US-Luftwaffe gehört. Ein Gebiet, in dem nur selten gesucht wird, weil jedes Mal mehrere Wochen im Voraus ein Antrag auf Erlaubnis gestellt werden muss – ein zusätzlicher Aufwand für die gemeinnützigen Gruppen.

Als Cristina Saraoz davon erfährt, ist da plötzlich wieder Hoffnung in ihr. Am 22. Dezember 2023 erhält sie eine Nachricht: Sie haben ihn wieder nicht gefunden.

→ Wir hatten uns beide bereits vor der Bewerbung auf das Gabriel-Grüner Stipendium mit dem Thema forensische Anthropologie und Menschenrechtsarbeit beschäftigt. Helena hatte im Juni 2022 einen Totengraber in der Ukraine begleitet. Nora hatte im Oktober desselben Jahres in Buenos Aires das Argentinische Team für forensische Anthropologie (EAAF) in ihrem Labor besucht. Mit dem Stipendium brachen wir schließlich zu einer gemeinsamen Recherche auf und bereisten insgesamt fünf Wochen Mexiko und Arizona. Neben dem Besuch bei Cristina Saraoz und in der Gerichtsmedizin von Bruce Anderson begleiteten wir eine Karawane von Flüchtenden in Südmexiko, Angehörige, die in Nordmexiko selbst nach den Resten ihrer Vermissten suchten und humanitäre Gruppen in Arizona, die in der Wüste Wasserkanister für Geflüchtete verteilen.

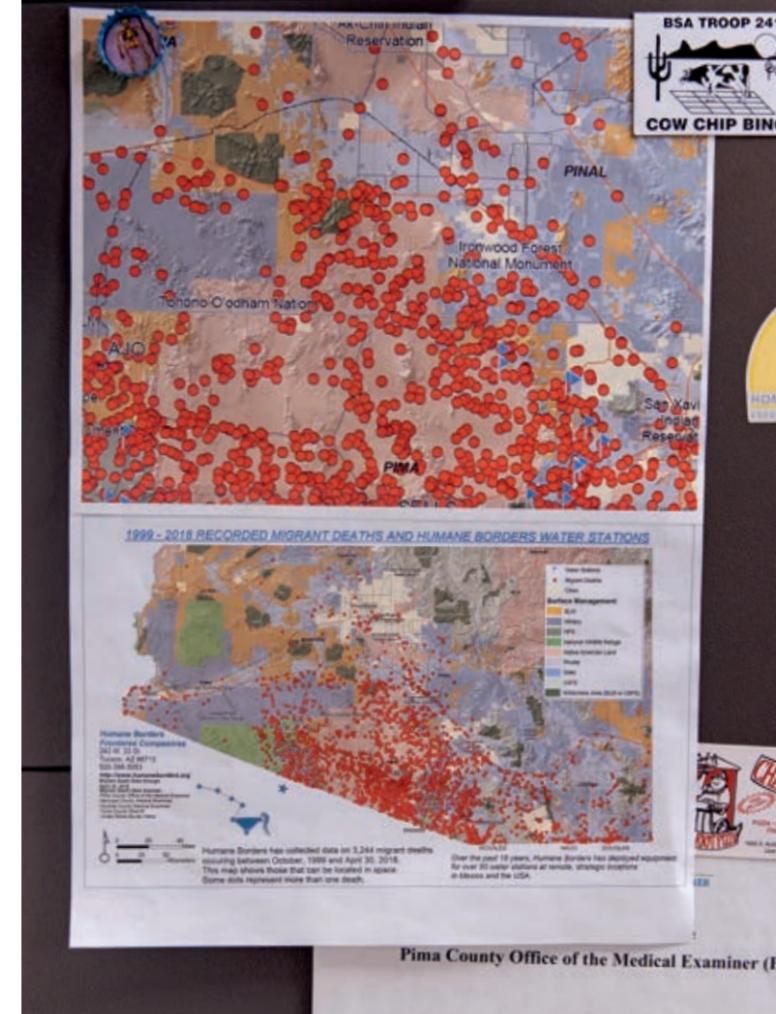
© Felie Zernack



**Text: Nora Belghaus**, geboren 1988 in Saarbrücken. Sie ist Redakteurin und Reporterin der „Wochentaz“, Berlin. Sie wurde an der Zeiteinspiegel-Reportageschule ausgebildet und beschäftigt sich in ihren Texten überwiegend mit sozialen Themen. Sie hat mehrere Jahre in Lateinamerika gelebt.



**Fotos: Helena Lea Manhartberger**, geboren 1987 in Innsbruck. Sie ist eine international tätige Fotojournalistin mit Sitz in Wien. In ihren Arbeiten beschäftigt sie sich vor allem mit den Themen Identität, Migration, bewaffnete Konflikte und soziale Bewegungen. Ihre Projekte wurden mehrfach international ausgestellt.



Tafel der Toten: Auf der death map in Bruce Andersons Büro sind die Fundorte verstorbener Migranten im Grenzgebiet vermerkt